

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr 36.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



1840.

Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Meubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen etc. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Meines Bruders Sohn.

Bekanntniß, das in der Zeit Karls II. in einem Kerker gefunden wurde. Von „Boz.“

(Beschluß.)

Aus seinen Augen blickte der Geist seiner Mutter mich an. Die Sonne trat hinter einer Wolke hervor und überstrahlte den hellen Himmel, die flimmernde Erde, das klare Wasser und die funkelnden Regentropfen an den Blättern. Alle Dinge hatten Augen. Das ganze große Weltall von Licht stand da, um den Mord zu schauen. Ich weiß nicht, was der Knabe sagte; er stammte aus kühnem und männlichem Blute und ob er gleich ein Kind war, so beugte er sich doch nicht vor mir und schmeichelte mir nicht. Ich hörte ihn sagen, er wolle versuchen, mich zu lieben, und dann sah ich, wie er zurück nach dem Hause zu lief. Das nächste, was ich darauf sah, war mein eigenes Schwert in meiner Hand und der Knabe todt zu meinen Füßen, hier und da besleckt von Blut, sonst aber nicht anders als wie ich ihn sonst im Schlafe gesehen hatte, auch in derselben Lage, die Wange auf der kleinen Hand ruhend.

Ich hob ihn auf und legte ihn — sehr sanft und behutsam, da er nun todt war — in ein dichtes Gebüsch. Meine Frau war an diesem Tage nicht zu Hause und sollte erst am nächsten zurückkehren. Das Fenster in unserm Schlafzimmer, welches das einzige an dieser Seite des Hauses war, befand sich nur wenige Fuß von dem Boden und ich nahm mir vor, durch dasselbe

in der Nacht herauszusteigen und den todtten Knaben in dem Garten zu begraben. Ich dachte nicht daran, daß mein Plan fehlgeschlagen war, auch nicht, daß das Wasser des Teiches abgelassen und nichts gefunden werden würde, eben so wenig, daß das Geld unbenutzt liegen bleiben müsse, weil es nöthig sei, die Meinung zu begünstigen, das Kind werde sich verirrt haben oder gestohlen worden sein. Alle meine Gedanken waren in der einen Nothwendigkeit wie zusammenschlungen, das zu verbergen, was ich gethan.

Was ich empfand, als man kam und mir sagte, man vermisse das Kind, als ich Leute nach allen Seiten zum Auffuchen des Verlorenen ausschickte, als ich zitterte und kaum zu athmen vermochte, sobald Jemand sich mir näherte, vermag keine Zunge auszusprechen und keine menschliche Seele sich vorzustellen. Ich begrub den Knaben in dieser Nacht; als ich die Zweige auseinanderbog und in das finstere Dickicht hineinsah, funkelte da ein Johanniskwürmchen gleich dem sichtbaren Geiste Gottes auf dem ermordeten Kinde. Ich blickte hinein in das Grab, als ich den todtten Knaben hineingelegt hatte und das Insect leuchtete noch immer auf der Brust desselben gleich einem feurigen Auge, das zu dem Himmel hinaussah und die Sterne ansahete, die mich bei meiner That beobachteten.

Ich mußte meine Frau empfangen, ich mußte ihr die Nachricht mittheilen und die Hoffnung aussprechen, das Kind würde bald gefunden werden. Ich that alles dies, scheinbar, wie ich glaube, als fühle ich so, wie

ich sprach, denn Niemand hegte Argwohn gegen mich. Dann saß ich an dem Fenster des Schlafzimmers den ganzen langen Tag und beobachtete die Stelle, wo das schreckliche Geheimniß verborgen lag.

Es war ein Stück des Gartens, den ich vor wenigen Tagen hatte umgraben lassen, um ihn dann neu bepflanzen zu lassen, und ich hatte diese Stelle gewählt, weil da die Spuren meines Spatens keine Aufmerksamkeit erregen konnten. Die Leute, welche den Rasen legten, müssen mich für wahnsinnig gehalten haben. Ich trieb sie fortwährend an, ihre Arbeit zu beschleunigen, trat zu ihnen, arbeitete mit ihnen und trat den Rasen fest. Die Arbeit war vor dem Abende beendigt und ich hielt mich nun vergleichungsweise sicher.

Ich schlief, — nicht wie die, welche heiter und gestärkt erwachen, — ich schlief und träumte, und sah in diesen ängstlichen Träumen mich gejagt und verfolgt, oder ich stand im Traume vor dem Rasenplatze, aus welchem bald eine Hand, bald ein Fuß, bald sogar der Kopf hervorragte. Da erwachte ich stets und ich schlich an das Fenster, um mich zu überzeugen, daß es in der Wirklichkeit nicht so sei. War dies geschehen, so kroch ich wieder in das Bett und auf diese Weise verbrachte ich die Nacht; wohl zwanzigmal stand ich auf und legte mich nieder; ich träumte einen und denselben Traum immer wieder, was weit gräßlicher war als das Wachen, denn in jedem einzelnen Traume lag der Jammer und das Leiden einer ganzen Nacht. Einmal war es mir, als lebe das Kind noch und als habe ich gar nicht versucht, dasselbe umzubringen. Das Erwachen aus diesem Traume war die schrecklichste Empfindung von allen.

Am nächsten Tage saß ich wieder an dem Fenster und konnte die Augen von dem Rasenplatze nicht abwenden, in welchem ich deutlich stets das Grab vor mir sah, obgleich alles ganz eben und grün war. Wenn einer der Diensthofen darüber ging, fürchtete ich immer, er müsse einsinken; war er darüber hinweg, so sah ich genau hin, um mich zu überzeugen, ob die Füße das Grab nicht eingetreten. Setzte sich ein Vogel an der Stelle nieder, so fürchtete ich, er könne auf irgend eine Weise, wenn ich auch nicht wußte, auf welche, die Entdeckung veranlassen; rauschte der Wind darüber hin, so war es mir, als flüstere er von Mord. Kurz alles, was ich sah oder hörte, wie gewöhnlich und unbedeutend es auch sein mochte, erfüllte mich mit Furcht und Graus. In diesem Zustande unablässiger Beobachtung verbrachte ich drei Tage.

Am vierten Tage erschien an dem Gitter des Hauses ein Mann, der mit mir im Auslande gedient hatte, zugleich mit einem andern Offiziere, den ich nicht kannte. Ich erkannte sogleich, daß es mir unmöglich sein werde, jene geheimnißvolle Stelle im Garten aus den Augen zu lassen. Es war an einem Sommerabende und ich gebot meinen Leuten, einen Tisch nebst einer Flasche Wein in den Garten zu tragen. Dann stellte ich meinen Stuhl auf das Grab, setzte mich so mit der Ueberzeugung nieder, daß Niemand etwas an demselben thun könne ohne mein Vorwissen und versuchte zu trinken und zu sprechen.

Sie hofften, daß meine Frau sich wohlbehalte, daß sie nicht etwa im Zimmer zurückgehalten werde, oder durch ihre Ankunft verschreckt worden sei. Musste ich nun nicht mit stammelnder Zunge erzählen, was mit dem Kinde geschehen war? Der Offizier, den ich nicht kannte, war ein sehr stiller Mann und hielt die Augen fortwährend an den Boden geheftet, während wir sprachen. Selbst dies erschreckte mich. Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, er sehe da etwas, was ihn veranlaßte, die Wahrheit zu muthmaßen. Ich fragte ihn rasch, ob er vermuthe, daß — und hielt inne. „Daß das Kind ermordet worden sei?“ fragte er, indem er mich sanft anblickte. „Ach nein, was könnte ein Mensch durch die Ermordung eines armen unschuldigen Kindes gewinnen?“

Ich hätte ihm sagen können, was ein Mann durch solche That gewann, besser als irgend einer, aber ich schwieg und zitterte, als schüttelte mich Fieberfrost.

Sie erklärten sich diese meine Unruhe anders und bemüheten sich, mir Trost einzusprechen, indem sie die Hoffnung äußerten, der Knabe könne gefunden werden — das wäre ein schrecklicher Trost für mich gewesen — als wir mit einemmale ein leises Geheul hörten, während gleich darauf zwei große Hunde über die Mauer herein in den Garten sprangen und das Bellen erneuerten, das wir eben erst gehört hatten.

„Bluthunde!“ riefen meine Gäste.

Brauchten sie mir das zu sagen?! Ich hatte in meinem Leben noch keine solchen Hunde gesehen, aber ich wußte sogleich, was sie waren und warum sie kamen. Ich faßte meinen Stuhl mit krampfhafter Anstrengung, sprach kein Wort weiter und rührte mich nicht.

„Sie sind von ächter Race,“ sagte der Mann, den ich im Auslande hatte kennen lernen, „und wahrscheinlich ihrem Wärter entflohen.“

Er und sein Freund sahen nach den Hunden, die,

die Nase dicht am Boden, sich ruhelos hin- und herbewegten, bald hier-, bald dorthin, hinauf und hinunter und im Kreise herumliefen, gleich gespenstischen Wesen, ohne im geringsten auf uns zu achten. Bisweilen richteten sie die Köpfe empor und wiederholten den schrecklichen bellenden Ton, den wir bereits gehört hatten, worauf sie die Nasen wieder dicht an den Boden hielten und rastlos umherspürten. Sie singen sogar an, jetzt noch eifriger und gieriger den Boden zu beschnobern als vorher und ob sie gleich noch immer sehr ruhelos waren, schweiften sie doch nicht mehr in so weiten Kreisen umher, sondern blieben näher an einer Stelle und verringerten fortwährend die Entfernung zwischen ihnen und mir.

Endlich kamen sie dicht an den großen Stuhl heran, auf welchem ich saß, ließen ihr schreckliches, grauenhaftes Geheul noch einmal hören und versuchten das hölzerne Gitter wegzureißen, das sie von ihm noch trennte. Wie ich ausfah dabei, erkannte ich in den Zügen und Blicken der zwei Männer, die bei mir waren.

„Sie wittern eine Beute,“ sagten sie unter einander.

„Sie wittern keine Beute!“ rief ich.

„Um Gottes Willen sehet auf,“ sagte der, welchen ich kannte, in großem Ernste, „oder Ihr werdet von den Thieren zerrissen.“

„Mögen sie mir ein Glied nach dem andern abreißen, ich weiche nicht von dieser Stelle!“ rief ich. „Sollen Hunde Menschen zu schimpflichem Tode treiben? Haut sie nieder, hauet sie in Stücke!“

„Hier ist irgend etwas Schreckliches geschehen!“ sprach der Offizier, den ich nicht kannte, und er zog dabei sein Schwert. „Im Namen des Königs, steht mir bei, diesen Mann festzuhalten.“

Beide ergriffen mich und führten mich fort, ob ich mich gleich sträubte und wehrte wie eine Wahnsinniger. Nach einem Kampfe nahmen sie mich ruhig in die Mitte und dann, ach Gott! sah ich, wie die gierigen Hunde die Erde auffcharren und umwühlten.

Was soll ich noch hinzusetzen? Ich fiel auf meine Knie, gestand unter Zähneklappern die Wahrheit und bat um Vergebung. Seitdem habe ich wieder geläugnet und gestehe jetzt von neuem. Man machte mir den Prozeß, ich wurde schuldig befunden und verurtheilt. Ich habe nicht den Muth gehabt, meinem Schicksale zuvorzukommen oder dasselbe männlich zu ertragen. Ich finde weder Mitleid noch Trost; ich habe weder Hoffnung, noch Freunde. Meine Frau verlor zum Glück die Fähigkeit, ihr Elend und das meinige zu würdigen.

Ich bin zwischen diesen steinernen Kerkerwänden allein mit meinem bösen Geiste und morgen wird man mich zum Tode führen.

Gaspard de Besse.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebte in der Provence einer jener merkwürdigen Menschen, die von Zeit zu Zeit in einem Lande erscheinen, die Bewohner desselben durch ihre Thaten erschrecken und lange in dem Munde des Volkes fortleben. Ein solcher war Robin Hood in England, Fra Diavolo in Italien, Rob Roy in Schottland, José in Andalusien und Gaspard de Besse in der Provence. Die sandigen Ufer der Durance und die grünen Hügel des Var waren der Schauplatz seiner Thaten. Er entging allen Nachstellungen, und während man ihm hier auflauerte, raubte er in weiter Entfernung davon.

Die Landleute erzählten mit Furcht die wunderbaren Thaten des berühmten Räubers, aber sie haßten ihn eigentlich nicht. Er überfiel und plünderte wohl Schlösser, aber die Hütte des Landmannes war sicher; und ob er gleich schwere Contributionen von den reichen Reisenden erhob, die durch sein Gebiet zogen, ließ er doch den Wagen des armen Bauers unbelästigt vorüber. Gaspard de Besse vergoß nie Blut, außer zur Nothwehr; man hat ihm keinen Mord zur Last legen können und er gab lieber ein Unternehmen auf, wenn er es nur auf Kosten eines Menschenlebens zum Ziele führen konnte.

Die vornehmen Damen von Aix betrachteten den kühnen Räuber keineswegs mit Abscheu, denn er war im höchsten Grade galant. Man erzählt auch, er habe die größten, die sanftesten, die ausdrucksvollsten Augen von der Welt gehabt, die weißesten Hände, die man jemals gesehen und die reichsten braunen Locken. Man meinte, er sei stets weit mehr erfreut gewesen, eine Gelegenheit gefunden zu haben, einer Dame die Hand zu küssen, als ihr die Ringe von den Fingern zu ziehen. —

In der Mitte des Juli reisete die Frau von Servaine nach einem Schlosse, das sie an dem Ufer der Durance besaß. In dieser Jahreszeit ist die Hitze in der Provence so drückend, daß es Niemanden einfällt, den Tag über zu reisen, wenn es die Noth nicht streng erfordert. Die Frau von Servaine hatte deshalb Aix gegen Abend verlassen und die Nacht überfiel sie, als

ihr Wagen eben den einsamen schmalen Weg erreichte, der nach dem kleinen Dorfe Sainte Marie de Reparade führt. Da sie wußte, daß sie vor völliger Dunkelheit den Ort ihrer Bestimmung nicht erreichen konnte und Besorgnisse wegen Gaspard de Besse hegte, der mit seiner Bande in der Nähe von Aix umherschweifen sollte, hatte die Marquise ihren Leuten befohlen, jede Vorsicht zu gebrauchen. Die vier Pferde wurden so schnell angetrieben, als der holperige Weg es erlaubte; der Kutscher war mit Pistolen versehen und jeder der beiden Bedienten eben so bewaffnet. Die schöne Gebieterin ihrer Seite schlummerte fast in dem Wagen; nur bisweilen schlug sie die Augen auf und bereits erblickte sie die silberhelle Fluth der Durance. An einem bewaldeten Hügel wurde ihr Wagen mit einemale angehalten und von Räubern umringt, die bis an die Zähne bewaffnet waren und schrecklich aussahen. Widerstand wäre vergebens gewesen und die Leute der Marquise hielten es für das Beste, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die erschrockene schöne Frau nahm zitternd sogleich ihre Armbänder, Ringe und andern Schmuckstücke ab, zog ihren Schleier über das Gesicht und hielt ihre mit Schmuck gefüllte Hand den Räubern hin.

In diesem Augenblicke fielen mehrere Pistolenschüsse und plitzschnell jagten zwei Reiter mitten unter die Räuberbande, die sie mit ihren Säbeln angriffen. Die Frau von Servaine konnte einen freudigen Ausruf nicht unterdrücken, lehnte sich aber in den Wagen zurück und bedeckte ihr Haupt mit den Kissen. Wie lange sie in dieser Stellung blieb, konnte sie nicht sagen; sie wurde durch eine sanfte Stimme geweckt, die in dem beruhigendsten Tone sie ersuchte, alle Furcht zu verbannen, denn die Bande Gaspard de Besse's sei zerstreuet und sie könne ihre Reise in völliger Sicherheit fortsetzen.

Sie faßte Muth, wagte es, sich umzusehen und erkannte, daß das helle Mondenlicht auf zwei freundliche Männer schien, die an ihrem Wagen standen und ehrerbietig die Hüte in den Händen hielten. Die Frau von Servaine erfuhr, daß einer davon der Herr von Prieuré aus Avignon und mit seinem Diener auf dem Wege nach einem kleinen Gute sei, das er vor kurzem in der Nähe von Sainte Marie de Reparade gekauft. Der Herr von Prieuré begleitete die schöne Marquise bis an das Thor ihres Schlosses Arnajon und verließ sie erst, als er die Erlaubniß erhalten hatte, am andern Tage sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Dieser Tag kam und die, obwohl von dem Schrecken noch angegriffene, aber bei ihrer Blässe liebenswür-

dige Marquise empfing mit allen Zeichen dankbarer Anerkennung den edeln Mann, der sich um ihretwillen in so große Gefahr begeben und ihr einen so wichtigen Dienst erwiesen hatte. Sie bemerkte jetzt auch, daß der Herr von Prieuré mit einem sehr hübschen Aeußern ein anmuthiges Benehmen verband und gut zu sprechen verstand. Es lag in seinem Wesen eine eigenthümliche Würde, die dem Stolze nahe kam und eine Narbe auf seiner Stirn bewies, daß sein Muth erprobt war.

Eine Bekanntschaft, die unter so romanhaften Umständen begann, konnte recht wohl eine innige werden. Das Landhaus des Herrn von Prieuré lag in ganz geringer Entfernung von dem der Frau von Servaine; er kam deshalb regelmäßig jeden Tag zu einem Besuche und der schönen Marquise würde es gar nicht angenehm gewesen, hätte die gewöhnliche Stunde ihr den neuen und angenehmen Freund nicht gebracht, dessen Unterhaltung ihr bereits fast unentbehrlich geworden war. Ob er aber gleich mit der Gesellschaft ganz genau bekannt zu sein schien, so gestand er doch, daß er sie in seiner jetzigen Stimmung nicht liebe, und so oft Freunde der Marquise ankamen, entfernte sich der Herr von Prieuré.

Das Abenteuer hatte großes Aufsehen in der Gegend gemacht und man flüsterte, die schöne Wittve sei gegen ihren Retter gar nicht unempfindlich. Dies Gerücht erhielt dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß die Frau von Servaine, die nur einige Tage sich in ihrem Schlosse hatte aufhalten wollen, mehrere Wochen geblieben war und noch immer nicht von der Abreise sprach. Auch dem Herrn von Prieuré schien diese ländliche Einsamkeit sehr gut zu gefallen; sie waren alle Tage und fast den ganzen Tag beisammen, beide jung und frei und was konnte natürlicher sein, als daß eine Heirath den Roman endigte.

Eines Morgens kamen mehrere Freunde, die offenbar durch die Neugierde angelockt wurden, in dem Schlosse Arnajon an. Der Herr von Prieuré, der dies nicht wußte, war verwundert, bei seinem gewöhnlichen Besuche so zahlreiche Gesellschaft zu finden; obgleich dies ihm sehr unangenehm war, so verrieth er doch seine Gefühle nicht, nahm heiter an der Unterhaltung und dem Frühstück Theil und machte einige Gänge mit der jungen Marquise und deren Gästen in dem Garten. Die ganze Zeit über wendete ein Herr, der Graf von Fontenay, seine Blicke von dem Herrn von Prieuré nicht ab, den diese Beobachtung unangenehm zu berühren schien. Er sagte bald leise einige Worte zu seinem Jäger, der sich gleich darauf entfernte. Nach einiger Zeit kam dieser

zurück und flüsterte ihm einige Worte zu. Prieuré, der eben in einer Laube mit der Marquise saß, stand auf und bat die Freundin wegen seiner eiligen Entfernung um Entschuldigung, da ihn eine wichtige Angelegenheit hinwegrufe.

„Halt!“ rief in diesem Augenblicke der Graf von Fontenay; „weitere Verstellung ist nutzlos.“

Alle fragten, was der Graf damit meine.

„Steht mir bei, Freunde,“ entgegnete dieser. „Halte den Betrüger fest! Erkennt Ihr in ihm nicht den Gaspard de Bessé?“

„Wenn dies der Fall, so dürften Sie viel wagen, Herr Graf,“ bemerkte ruhig der Beschuldigte, der ein Pistol ergriff, das sein Diener ihm reichte und sich einen Weg durch die erstaunten Anwesenden bahnte, die aus Schrecken seine Flucht nicht zu hindern vermochten. Er erreichte mit dem Diener das Gartenthor, wo zwei Pferde bereit standen, auf die sie sich schwangen und auf denen sie davonjagten.

Wir brauchen nicht zu sagen, was die schöne Wittve fühlte, als sie die Gefahr erkannte, der sie ausgesetzt gewesen war, als die ganze Wahrheit ihr allmählig vor die Augen trat und sie einsah, wie sehr sie von dem kühnen Manne getäuscht worden.

Am nächsten Morgen fand man zwei Briefe, den einen in dem Boudoir der Marquise, den andern auf dem Kamine in dem Speisesaale, an den Grafen von Fontenay gerichtet. Der letztere war kurz und lautete:

„Wir werden einander wiedersehen. Gaspard de Bessé vergiftet und vergiebt nie. Ist die Stunde der Rache gekommen, so werden Sie ihr nicht entgehen.“

Der andere Brief war folgenden Inhaltes:

„Das Geheimniß, das ich nie offen zu bekennen wagte, trotz den vielfachen Gelegenheiten, die mir Ihre vertrauensvolle Freundlichkeit gab, das aber jeder Blick und jedes Wort Ihnen verrathen haben muß, soll jetzt enthüllt werden. Ja, Liebenswürdige, ich bete Sie an und muß meine Liebe gestehen nicht mit der Hoffnung, Ihre Verachtung zu mildern, nicht in dem Gedanken, nachsichtig angehört zu werden, sondern ach! nur zu meiner Entschuldigung. Ihnen täglich nahe zu sein, Ihre Stimme zu hören, den sanften Blick Ihren Augen zu schauen, ohne daß Sie wüßten, wer ich war, — das war lange mein Glück, das war mein Verbrechen. Aber fragen Sie Ihr Herz, ob ich nicht Nachsicht verdiene? Ich bin ein Räuber, ein Ausgestoßener. Ich habe alles das begangen, dessen Ihre Freunde und meine Feinde mich beschuldigt; Sie aber waren heilig in mei-

nen Augen. Habe ich Ihren Haß verdient außer durch die Liebe zu Ihnen, die ich nicht einmal bekannte? Nein; Sie waren stets in meiner Gewalt und ich benutzte sie nicht. Ich habe auf kurze Zeit ein reines und glückliches Leben kennen gelernt und ich sehe ohne Reue auf dasselbe zurück. Empfangen Sie meinen Segen — mein Aufenthalt in Ihrer Nähe hat mich würdig gemacht, Sie zu segnen — und leben Sie wohl!

„Gaspard de Bessé.“

Der berühmte Räuber hatte seit ziemlich langer Zeit die Feindseligkeiten eingestellt und die Bewohner des Landes erfreueten sich ihrer Sicherheit, bis gleich nach der Entdeckung im Schlosse der Frau von Servaine die Räubereien Gasparde und seiner Bande schrecklicher wurden als je. Es wurden Schlösser geplündert und Unthaten aller Art begangen, aber alles, was der Frau von Servaine gehörte, blieb unberührt; keine Traube von ihren Weinstöcken wurde genommen und sie war ruhig und sicher in der allgemeinen Angst. Was sie im Stillen aber auch gegen den romantischen Räuber gefühlt haben mag, ihr Stolz verbot ihr, ein Bedauern zu empfinden oder vielmehr zu äußern und sie nahm, ob aus Aerger oder Eitelkeit, dürfte schwer zu entscheiden sein, die Huldigungen des Grafen von Fontenay an, der sich in ihrem zweijährigen Wittwenstande eifrig um ihre Hand beworben hatte.

Der Graf, welcher seit dem Vorfalle, der den seltsamen Liebhaber der Marquise vertrieb, fortwährend als Gast in dem Schlosse gelebt hatte, pflegte jeden Morgen einige Stunden auf der Jagd in den benachbarten Waldungen zu verbringen. Die Sicherheit, welche in jedem Theile der Besitzungen der Frau von Servaine herrschte und die Berichte der Polizei, daß Gaspard seine Gewerbe in der obern Provence treibe, hatten das Mißtrauen eingeschláfert und der Herr von Fontenay vergnügte sich auf seine gewöhnliche Weise ohne Waffe außer dem Degen, den er immer trug.

Die Mitte des Septembers war herangekommen und eines Morgens streifte der junge Jäger durch ein bewaldetes ganz einsames Thal, als mit einem Male zwei Männer aus einem Dickicht hervorkamen und vor ihm hielten. Er erkannte sogleich Gaspard und dessen Diener. Von einer Flucht konnte die Rede nicht sein. Das Pferd des Räubers war durch seine Schnellfüßigkeit berühmt und hatte dieselbe oft bethätiget, und überdies war es des Grafen Art nicht, vor einem Kampfe, selbst einem ungleichen, feig zurückzuweichen. Er zog also seinen Degen und nahm sich vor, sein Leben theuer zu verkaufen.

„Ich versprach Ihnen dies, Herr Graf,“ sagte Gaspard. „Ich halte mein Wort. Sie sind in meiner Gewalt und werden mir nicht leicht entgehen.“

— „Habe ich es versucht?“ antwortete der Graf kaltblütig. „Wollen Sie mir das Leben nehmen, so werden Sie es nicht ohne Kampf erhalten.“

„Wenn ich Sie umbringen wollte,“ entgegnete Gaspard verächtlich, „würde es mir wenig Mühe kosten.“ Und er zeigte dabei auf die Pistolen in seinem Gürtel. „Aber ich bin kein Mörder; ich verlange einen Zweikampf.“

(Beschluß folgt.)

Miscellen.

(Die Spanierinnen in unsern Tagen.) Ein Reisender, der Spanien in dem jetzigen Jahre besucht hat, sagt: die Spanierinnen geben, wie man mit Bedauern bemerkt, fast allgemein die Nationaltracht, das Schwarz und die Mantille, auf; wo es ihnen möglich ist, nehmen sie bunte Farben an und ahmen die neuen englischen und französischen Moden nach. Die Mantille würde schon ganz verschwunden sein, müßten sie nicht in derselben zur Kirche und zu ihren Priestern gehen; nichts rettet sie, als ihr Zusammenhang mit den kirchlichen Formen und diese werden immer einen vorherrschenden Einfluß in Spanien haben. Die Spanierinnen verlieren übrigens sehr in der modernen Modetracht; sie waren weit reizender in ihrer charakteristischen Nationalkleidung. Die Damen der bessern Classen sind keineswegs allgemein schön und auffallend klein.

(Die Königl. Tabakfabrik in Sevilla.) Die Königl. Tabakfabrik in Sevilla ist ein außerordentliches Gebäude, das anderthalb Millionen Pf. St. kostete. Bei dem Zuge des Gomez machten die Bewohner der Stadt dieses Gebäude zu ihrer Citadelle und fuhren alle Kanonen in dem Hofe auf. In diesem Gebäude wird der Tabak, wann er aus der Havanna und Südamerica ankommt, durch Mühlen und Maschinen zu Pulver gestoßen. Im obern Stockwerke befindet sich ein vierseitiger gewölbter außerordentlich großer Saal, in welchem man nicht weniger als dritthalbtausend Mädchen sieht, die alle damit beschäftigt sind, Cigarren zu machen. Sie sitzen an viereckigen Tischen und über hundert solcher Mädchen ist eine Kusscherin gesetzt. Sie arbeiten von zehn Uhr früh bis Nachmittags fünf Uhr. Merkwürdig ist es, daß unter so vielen jungen Mädchen die meisten — fast alle — häßlich sind; nur schöne Augen sieht man hier und da, und klein sind sie auch meist alle.

(Die Königin von Portugal.) Donna Maria, die bei ihrem Aufenthalte in Frankreich so klein und niedlich war,

ist jetzt eine außerordentlich große und starke Frau geworden. Schwerlich kann man eine so ungemein dicke Person in ihren Jahren sehen, da sie erst zwanzig Jahre zählt. Ihre Züge sind plump geworden; ihr Haar ist licht und sie trägt es gelockt ohne allen Schmuck; sie war schwarz gekleidet. Wenn sie am Arme ihres Gemahls geht, der ein sehr schlanker junger Mann ist, ist der Contrast höchst auffallend.

(Kirchhofscenen in Constantinopel.) An Freitagen, Sonns- und Fasttagen sind die Begräbnißplätze in Constantinopel so belebt wie die Boulevards in Paris. Türkische, armenische, griechische und fränkische Frauen, alle in einzelnen Gruppen, sitzen auf den Grabsteinen oder in arabats (Wagen), rauchen Tabak und erfreuen sich an den Spielen und Ergötzlichkeiten, die auf dem Ruheplatze der Todten stattfinden. Diese Ergötzlichkeiten bestehen in griechischen und andern Tänzen, in Ringen und Springen, Schaukeln u. dgl., an denen Personen von beiden Geschlechtern, von jedem Glauben und jeder Nation Theil nehmen. Auch werden allerlei Gegenstände zur Stillung des Hungers und Durstes zum Verkaufe ausgesetzt.

(Chinesische Verehrung der Kelttern.) Vor einigen Jahren schlug ein Mann mit Beihilfe seiner Frau seine Mutter; dies kam an den Tag und beide wurden hingerichtet; die Mutter der Frau wurde gepeitscht, ob sie gleich völlig unschuldig war; das Haus, in welchem das Verbrechen begangen worden, wurde dem Boden gleich gemacht und der ganze Bezirk feierlich verflucht; alle Studierende, die ihm angehörten, wurden degradir und die Beamten abgesetzt und verbannt. Das ist die Strafe für die Uebertretung der Achtung gegen die Kelttern in China.

(Der Henker in Frankreich.) Die Stelle eines Richters hat in Frankreich seit undenklicher Zeit stets viele Bewerber gefunden. Trotzdem, daß öffentliche Hinrichtungen dort im Vergleich sehr selten geworden sind, so sind die Bewerber doch unglaublich zahlreich und überdies meist wohlhabende, wenn nicht gar angesehene Männer. Von vierzig Bewerbern für eine Henkerstelle, sagt eine Zeitung, waren sieben von Deputirten empfohlen und diese sieben waren demnach offenbar Wähler.

(Das Meisterstück des Selbstmordes.) Es ist bekannt, daß in England der Selbstmord sehr häufig vorkommt. Der kaltblütigste Versuch, sich selbst das Leben zu nehmen, das Meisterstück des Selbstmordes, das man kennt, machte ein Engländer. Er zeigte öffentlich an, er würde an einem bestimmten Tage an einem bestimmten Orte zum — Vortheil für seine Frau und seine Familie, sich selbst umbringen und wer Zeuge davon sein wolle, könne für eine Guinee ein Eintrittsbillet erhalten. — Auch Lord Scarborough ist ein merkwürdiger Selbstmörder. Er schwankte zwischen einer Dame, die er liebte, der er aber nichts versprochen hatte und einer andern, die er hochachtete und der er

wirklich die Ehe versprochen hatte. Es war ihm unmöglich, sich für eine von beiden zu entscheiden und um der Verlegenheit zu entgehen, nahm er sich das Leben.

(Eine neue Schmugglerlist.) Ein englischer Jude ersann vor einiger Zeit eine besondere List, um Waaren nach England hinein zu schmuggeln. Er ließ in Boulogne Fässer von unregelmäßiger Form machen, sie mit Sips dick bestreichen und mit Kies, Muscheln und See gras belegen, so daß sie aus sahen wie die Kalkstücke, die in Menge an der Küste von Kent liegen. Diese Fässer wurden mit französischem Brantweine gefüllt, in der Nacht nach Dover herübergebracht und auf den Sand in das Wasser so gelegt, daß sie in der Ebbe trocken waren. Das Fahrzeug stach darauf wieder in See und verschwand. Bald nach Tagesanbruche erschien sodann einer der Schmuggler in Fuhrmannstracht mit einem Karren, fuhr vor der Wache vorbei an den Strand, lud gemächlich die scheinbaren Kalksteine auf, fuhr wieder vor der Wache vorbei und so fort, bis alles in Sicherheit gebracht war. Da kein Fahrzeug dabei zugegen war und nur eine Person sich bei dem Wagen befand, so wurde durchaus kein Argwohn erregt und der Jude betrieb dieses Geschäft eine ziemlich lange Zeit, bis es endlich zufällig entdeckt wurde.

(Die Wunder von Australien.) In diesem entlegenen Theile der Welt scheint die Natur Lust zu haben, alles anders zu machen wie in andern Gegenden. Es giebt dort Vögel, welche Haare statt der Federn und keine Flügel haben, weiße Adler und schwarze Schwäne. Die Bäume sind niedrig und das Gras ist hoch; die Birnen haben den Stiel am dicken Ende und sind von Holz; die Kirscheln haben den Kern an der Außenseite; ein monströses Thier, groß wie ein Grenadier, mit dem Kopfe eines Kaninchen und einem Schweif wie ein Bettbein hüpfte auf den Hinterbeinen umher; dann kommt ein Thier von der Größe einer Katze, das die Augen, die Farbe und die Haut eines Maulwurfs, aber Schwimmsüße und einen Schnabel wie eine Ente hat, so daß die Naturforscher lange nicht wußten, ob sie dieses seltsame Geschöpf einen Vogel nennen sollten oder nicht; ferner ein Papagei mit den Füßen einer Möwe &c.

(Flaschen zu reinigen.) Nicht wenige Personen sind schon dadurch vergiftet worden, daß Schrote in den Flaschen blieben, die mit Wein gefüllt wurden. Um dies zu verhindern, wird vorgeschlagen, statt der Schrote „böhmische Granaten“ zu nehmen, die außerordentlich wohlfeil sind und den Zweck eben so gut erfüllen.

(Schwanken im Vermögen.) Humboldt erzählt von einem Franzosen, Joseph Laborde, der 1743 sehr arm nach Mexico ging und durch die Bearbeitung einer Mine in kurzer Zeit ein großes Vermögen erwarb. Er baute die Kirche von Tasco, die ihm eine halbe Million Thaler kostete, versank aber nach einiger Zeit in gängliche Armuth, da die Bergwerke keine

Ausbeute mehr gaben, aus denen er bis dahin jährlich 150,000 Pfund Silber erhalten hatte. Mit der Summe von 150,000 Thln., die er aus dem Verkaufe einer Sonne von massivem Golde lösete, welche er in der erwähnten Kirche aufgestellt hatte und die er wieder zurücknahm, versuchte er eine neue Mine anzulegen, wendete aber vergebens beinahe dieses ganze Geld auf. Mit dem geringen Ueberreste ging er noch einmal an die Arbeit und in kurzer Zeit war er von neuem ein reicher Mann, so daß er bei seinem Tode über eine Million Thaler hinterließ.

(Grausamkeit von Sklavenbesitzern.) Ermann erwähnt einen grausamen Gebrauch der Kirgisen, der überdies ziemlich seltsam ist. Er sagt, sie besäßen die Kunst, ihre russischen Gefangenen durch einen geschickten Schlag auf den Kopf in einen Zustand des Blödsinnes zu versetzen, so daß dieselben wohl als Sklaven noch nützlich wären, aber nie daran dächten zu entfliehen. Auch pflegen sie einen tiefen Einschnitt in die Fußsohlen ihrer Gefangenen zu machen und die Wunde offen zu erhalten, so daß jeder Versuch zur Flucht vergebens sein würde.

(Armuth in Venedig.) Das Verzeichniß derjenigen, welche irgend eine Unterstützung erhielten — Geld oder Medicin — betrug, wie Raumer erzählt, 41,300. Die Regierung läßt auch gegen achthundert Patriziern eine gewisse Rente zahlen und ein Jude soll den Palast Foscarelli für eine Tagesrente von vier oder fünf Lire gekauft haben, die er zwei Mitgliedern dieser alten Familie zahlt.

(Die westindischen Inseln.) Tabago ist berüchtigt durch Fieber; Dominica durch Krankheiten der Eingeweide und des Gehirns; Barbadoes durch Lungenleiden; Granada durch Leberkrankheiten und Trinidad durch Wassersucht. Warum dies so ist, läßt sich nicht ergründen, aber es ist so.

(Sitte in Socotra.) Meine Aufmerksamkeit, erzählt der englische Reisende Wellsted, wurde erregt, als ich etwas an der Küste liegen sah an einer Stelle, die eben ein Kraber vertieft. Es war ein alter Mann, der auf dem Rücken in einer in dem Sande ausgegrabenen seichten Vertiefung lag; nur ein zerlumptes Leuchstuch schützte ihn vor der feurigen Gluth der Sonnenstrahlen. Neben ihm befand sich etwas Getreide und einige Stücke von halbgebratenem Fische. Sein Gefährte sagte mir, wenn ein Mann oder eine Frau unfähig werde zu arbeiten, pflege man sie so auszusehen, doch bringe man ihnen Nahrung, bis sie verschieden, worauf man ein wenig Erde über sie werfe, die ihr bereits halb gegrabenes Grab vollende.

(Das Feuer in heißen Ländern.) Ein Reisender, der kürzlich die malaiischen Inseln besuchte, macht die Bemerkung, daß dort das Feuer weit weniger Kraft habe als in den gemäßigten und kalten Zonen. So klagen die Schiffer, daß alle Eisengeräthe, die dort geschmiedet werden, namentlich die Anker, leicht zerbrechlich wären. Das dürre Holz fängt nicht leicht

Feuer und das grüne ist fast gar nicht in Brand zu bringen; der Blitz schlägt häufig in alte morsche Bäume, in Hütten etc., die auf Java aus leichtem trockenem Holze gebaut und mit Bambus, härtem Seegrass etc. bedeckt sind, allein selten geschieht es, daß der Blitz da zündet.

(Eine Eigenthümlichkeit in Avranches.) In Avranches besteht eine Sitte, die den Familien mitunter sehr lästig wird; es ist die Anmeldung der Dienstmädchen zu gewissen Zeiten des Jahres, daß sie eine Woche en retraite wären. Sie gehören nämlich meist zu einer Gesellschaft „der guten Schwestern.“ Diese Schwestern sind eine Art barmherziger Schwestern oder Nonnen. Sie treten trotzdem in Dienst und liegen allen weltlichen Beschäftigungen ob wie gewöhnlich, haben aber der Kirche ein Gelübde abgelegt und widmen ihre ganze freie Zeit den Pflichten, die sie damit übernahmen. Bisweilen nun werden sie abgerufen und ihre Gebieterinnen müssen sich während der Abwesenheit derselben behelfen so gut es geht. Sie besuchen dann die Kranken, betteln Almosen oder beten. Da sie meist ein exemplarisches Leben führen, so werden sie immer gern in Dienst genommen. Es ist etwas ganz gewöhnliches, in dem frommen Avranches von einer dieser „guten Schwestern“ auf der Straße um eine milde Gabe angesprochen zu werden. Auch vornehme Personen gehören zu dieser Gesellschaft und diese fahren nicht selten in ihren Equipagen umher, schicken ihre Karten in die Häuser, an denen sie halten und lassen sagen, sie kämen, um Almosen zu bitten.

Generalcorrespondenz.

Der einzige Reisegefährte des berühmten Cook, der noch lebte, William Doyle, ehemaliger erster Bootsmann, starb kürzlich in seinem 94. Jahre in Greenwich. Er begleitete Cook auf dessen letzter Reise 1779 und war Zeuge des Todes des großen Seefahrers. —

Am 26. des vor. Monats ereignete sich auf einem Landgute in Algerien eine Scene, die des Cooperschen Romans „der letzte Mohikaner“ würdig wäre. Die Personen, welche dieses Landgut bewohnten, wurden mit einemmale durch Geschrei und wiederholte Schüsse geweckt, durch die man das Hauptthor aufzusprengen suchte. Der Besizer brachte seine Familie schnell in das obere Stockwerk, fest entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, aber nicht ohne Besorgniß über den Ausgang des ungleichen Kampfes. Kaum war die Familie auf einer Leiter in das zweite Stockwerk gelangt, als sie in der Vorhalle des Hauses ein entsetzliches Getöse hörte. Von diesem Augenblicke an begann eine wahre Belagerung; der Gutsbesizer und sein Sohn nebst einem Diener, der fortwährend die Gewehre lud, hatten sich platt auf den Leib

an die Oeffnung in der Decke gelegt, durch die sie hinaufgestiegen waren und schossen so unaufhörlich auf die Beduinen, welche durch diese Oeffnung einzubringen suchten.

Ein Araber von colossaler Größe stellte sich auf die Schultern eines Andern und hatte bereits mit den Händen den Rand der Oeffnung erfaßt, als ihn der Besizer mit dem Flintenkolben die Finger zerstieß, so daß er hinabstürzte. Sie würden indeß doch endlich gesiegt haben, wäre nicht zu rechter Zeit eine Abtheilung Soldaten angekommen. Die Araber waren gegen 8 bis 900 M. stark. —

Ein ausgezeichnete Maler in Frankreich hatte das Portrait einer jungen Dame von der seltensten Schönheit ausgestellt. Der General P. fand dasselbe reizend, handelte um den Preis und fragte, ob es ein Phantastebild oder die Copie eines wirklichen Wesens sei. Als der Maler antwortete, es sei das Portrait einer auf dem Lande lebenden Dame, bot ihm der General 200 Dukaten für das Bild, unter der Bedingung, daß er ihm den Namen und die Wohnung der Dame nenne. In diesem Augenblicke erschienen mehrere Personen, der Maler verneigte sich und der General sagte zu ihm: „kommen Sie heute Abend um acht Uhr und bringen Sie das Bild mit.“

Leider hatte die Frau des Generals das Gespräch mit angehört und kaum war der Maler in seiner Wohnung angekommen, als er ein mit dem Namen des Generals unterzeichnetes Billet erhielt, das nur die Worte enthielt: „kommen Sie um sechs, statt um acht Uhr. Ich erwarte Sie.“

Der Maler fand sich ein und fand in dem Zimmer die Generalin, die ihm nicht 200, sondern 400 Ducaten hinzählte. Der Künstler nannte die Dame und deren Wohnung. Das Portrait wurde sogleich in das Feuer geworfen und an die Dame ging ein anonymes Brief ab, der ihr rieth, ihres eigenen Wohles wegen sich auf einige Zeit von ihrem Wohnorte zu entfernen. So hielt sich die eifersüchtige Frau für gesichert. —

In Brüssel wurden vor kurzem die Juwelen und Schmucksachen öffentlich versteigert, welche die Malibran hinterlassen hat. (Der Gatte derselben, der Herr de Beriot hat sich seit kurzem mit einer jungen Wienerin wieder verheirathet.) Es fanden sich eine sehr große Menge von Neugierigen und Liebhabern ein, besonders Künstler und Damen. Alle Gegenstände wurden sehr theuer bezahlt, eine goldene Damenrepetiruhr mit 800 Fres., Brochen, Diademe, Ohrgehänge von 12 bis 1600 Fres. Das Hauptstück waren ein Paar Ohrgehänge mit vier großen Steinen und es wurde für 4000 Fres. erstanden. —

Als eine große Seltenheit erwähnen wir, daß in diesen Tagen fast gleichzeitig zwei ausgezeichnete deutsche Romane erschienen sind, nämlich Tiecks „Vittoria Accorombona“ und von Will. Alexis „der Roland von Berlin.“ Beide übertreffen Alles, was die deutsche belletristische Literatur seit lange hervorgebracht hat. —